

Meinungen

Gastkolumne

Elvis meets Ronaldo

Als sportbegeisterter Medienkonsument bin ich im Sommer 2024 voll auf meine Kosten gekommen. Fussball-EM in Deutschland, Olympische Spiele in Paris, Tour de France, Tennisturnier in Wimbledon und dann die verschiedenen Diamond-League-Meetings der Leichtathletik. Meine Begeisterung für den Sport habe ich übrigens von meinem Vater vorgelebt bekommen, der jahrelang die Familiensommerferien auf die Tour de France ausrichtete. Morgens stand Wandern auf dem Programm, und nachmittags machten wir es uns spätestens ab 15 Uhr vor dem Fernseher gemütlich, um die Entscheidung der jeweiligen Radetappe mitzuverfolgen.

«Ich habe noch nie von einem Tadej-Pogacar-Haarschnitt gehört.»

Mir ist bei den oben genannten Sportanlässen aufgefallen, dass es beim Fussball einen viel ausgeprägteren Personenkult mit entsprechenden Verhaltens- oder Erscheinungstrends gibt als bei anderen Sportarten. Ich habe zum Beispiel noch nie von einem Tadej-Pogacar-Haarschnitt oder einem Léon-Marchand-Jubel gehört. Hingegen sehe ich auf jedem Sport- oder Pausenplatz Kinder, die wie Ronaldo jubeln oder wie Neymar simulieren ... Dieses gesellschaftliche Phänomen geht mir mitunter auf die Nerven.

Jetzt, wo wieder die Eishockeysaison begonnen hat, ist mir der wohl bekannteste Fussballerkritiker Büne Huber, Sänger der Band Patent Ochsner, in den Sinn gekommen. Büne hatte vor einigen Jahren anlässlich eines SCB-Spiels ziemlich unverblümt die Fussballer kritisiert. So sagte er: «Fussballspieler sind alles Tussis. Ich habe die Schnauze voll von Fussballern. Ich habe die Schnauze voll von diesen Unterarmen, die tätowiert sind. Von diesen Pussys, die immer stürzen im Strafraum. Aus diesen Gründen habe ich den Eishockeysport viel lieber, weil er unverfälschter ist, und weil es nicht um so uniformen Scheissdreck geht.»

Dieser «uniforme Scheissdreck» scheint sich aber finanziell zu lohnen. Kylian Mbappé hat vor einigen Monaten mit Real Madrid einen Vertrag unterschrieben, der

«Die bestbezahlten Gottéron-Spieler erscheinen in diesem Kontext schon fast als arme Schlucker.»

ihm jährlich 30 Millionen Euro und 150 Millionen Euro Handgeld garantiert. Im Vergleich dazu verdient der bestbezahlte Eishockeyspieler der NHL, der Deutsche Leon Draisaitl der Edmonton Oilers, «nur» 14 Millionen US-Dollar pro Jahr. Die bestbezahlten Gottéron-Spieler mit rund 700'000 Franken Jahreslöhne erscheinen in diesem Kontext schon fast als arme Schlucker.

Aber kommen wir auf dieses gesellschaftliche Phänomen Fussball und den Frust von Büne Huber zurück. Diese schablonisierte und schematisierte Aussa-

ge des Berner Troubadours hat sich nicht zuletzt auch wegen gezielter und multipler Push-Marketingaktionen auf Social Media wie starre Bilder in unseren Köpfen festgesetzt. Aber obwohl wir das Gefühl haben, dass unser Bild in grossem Ausmass mit der Realität übereinstimmt, sollten wir nicht grundsätzlich über den Fussball urteilen. Auch ich nicht! Denn ob jetzt mit oder ohne Unterarmtätowierung, haben sie uns gerade an der EM sehr viel Freude und Emotionen bereitet. Das möchte ich nicht missen. Und unsere Grosseltern hatten sich in den 1950er- und 1960er-Jahren auch über das fremdliche Verhalten unserer Eltern und den ihm zugrundeliegenden Elvis-Kult beschwert. Seien wir deshalb tolerant und glücklich darüber, dass unsere Gesellschaft begeisterungsfähig ist!



Patrick Buchs

Patrick Buchs ist diplomierter Sportmanager und war als Swiss-Olympic-Trainer Spitzensport für verschiedene nationale Sportverbände tätig. Der ehemalige Düringer Diskuswerfer arbeitet seit 2018 für Mercuri Urval im Bereich Personal- und Organisationsentwicklung.

Gastankstellen: die lackierten Grünen?

Ein Leserbrief zum Artikel «Freiburger Petition wehrt sich gegen Schliessung der Gastankstellen» vom 21. Juli 2024.

Bis noch 2021 wurden Fahrzeuge mit Gasmotor als ökologisch angepriesen. Grosse Institutionen wie TCS, Empa, Autoimporteure und Gasindustrie machten dafür Werbung. Die Verbrennung von Bio- oder Erdgas ist effizienter und sauberer als jene von Benzin oder Diesel. Der Motor stösst keine Russpartikel, kein Stickoxid und rund 30 Prozent weniger CO₂ aus, als ein gleich grosser Benziner. Die Gesamtokobilanz des Fahrzeuges zählt noch heute zu den besten – auch gegenüber Elektroautos. Die Umweltbelastung bei der Schürfung der für die Batterieherstellung nötigen Rohstoffe und das Recyclingproblem besteht nicht.

Als Käufer eines gasbetriebenen Kleinwagens wurden wir vor fünf Jahren bestaunt, gepriesen, als grün benannt. Die meisten Gasfahrer haben eine grüne Ader. Tatsächlich tragen wir zur Reduktion des CO₂-Ausstosses im Privatverkehr bei.

Nun soll das abrupt enden? Groupe E Celsius, Betreiberin der beiden letzten Gastankstellen in Freiburg und Payerne, kündigte kürzlich an, diese per Ende 2024 zu schliessen. So kurzfristig! Danach kann man am nächsten in Bern oder Neuenburg tan-

ken. Oder mit Benzin fahren. Also sollen wir wieder mehr CO₂ ausstossen.

Dass gerade Groupe E, welche so bemüht ist, saubere Energie zu produzieren und zu vertreiben, diesen Schritt so früh macht, scheint widersprüchlich und unverständlich. Da investiert das Unternehmen gemäss Geschäftsbericht jährlich dreistellige Millionenbeträge in die Energiewende, eine bestehende Infrastruktur, die seit Jahren genau dazu beiträgt, vermög sie aber nicht mehr. Mit geringem Aufwand könnten die beiden Tankstellen noch einige Jahre betrieben werden.

Wir Besitzer von Gasfahrzeugen und Petitionäre gegen die Schliessung sind zuversichtlich, dass Groupe E doch noch einlenkt. Kürzlich wurde der Gaspreis um satte 34 Prozent auf 2.13 Franken pro Kilo erhöht. Das deuten wir als Zeichen, dass der Betreiber einsieht, wie wichtig sein Beitrag zur selbst deklarierten Energiewende ist. Es ist uns allen klar, dass auch die letzten Gasfahrzeuge einmal am Lebensende anlangen. Bis dahin mögen diese noch ein paar Jahre sauberer fahren als die meisten Verbrenner. Sonst stehen wir «Grünen» auf einmal als Lackierte da.

Markus Raetz, Marly

Moment mal

Frieden

Zwischen Tel Aviv und Jerusalem liegt das Dorf Neve Shalom / Wahat al-Salam (Oase des Friedens). Es wurde 1970 von dem Dominikaner Bruno Hussar gegründet. Heute leben dort etwa 70 Familien, je zur Hälfte palästinensische und jüdische Einwoh-

«Die Siedlung möchte ein Ort der Gleichheit, des gegenseitigen Respekts und des partnerschaftlichen Zusammenlebens sein und so den Frieden leben, mitten in dem langen und grausamen Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern.»

ner Israels. Die Siedlung möchte ein Ort der Gleichheit, des gegenseitigen Respekts und des partnerschaftlichen Zusammenlebens sein und so den Frieden leben, mitten in dem langen und grausamen Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern. Besonders in den Schulen des Dorfes soll eine neue Generation von jungen Menschen heranwachsen, die von klein auf lernen, versöhnt und in Frieden zusammenzuleben.

Die Sehnsucht, die Pater Hussar und seine Mitstreiterinnen und Mitstreiter zu ihrem gemeinsamen Abenteuer bewegt hat, geht auf ein Wort aus dem Buch Jesaja im Alten Testament zurück: «Uns schwebte ein kleines Dorf vor, das sich aus Einwohnern verschiedener Gemeinschaften des Landes zusammensetzt. Juden, Christen und Muslime würden dort in Frieden leben, jeder seinem eigenen Glauben und seinen Traditionen treu, während er die der anderen respektiert. Jeder würde in dieser Vielfalt eine Quelle der persönlichen Bereicherung. Das Ziel des Dorfes: eine Schule für den Frieden zu gründen. Frieden. Seit Jahren gibt es in den verschiedenen Ländern Akademien, in denen die Kunst des Krieges gelehrt wird. Inspiriert von den prophe-

«Ein Jahr nach dem schrecklichen Überfall der Hamas mag uns dieses Beispiel von gelebter Versöhnung ermutigen, die Hoffnung auf Frieden nicht aufzugeben.»

tischen Worten: «Kein Volk soll mehr das Schwert gegen ein anderes Volk erheben, und sie sollen den Krieg nicht mehr lernen, wollten wir eine Schule für den Frieden gründen, denn auch der Frieden ist eine Kunst. Er entsteht nicht von selbst, er muss erlernt werden. Die Menschen kamen aus dem ganzen Land hierher, um diejenigen zu treffen, von denen sie sich entfremdet hatten, und wollten die Barrieren der Angst niederreissen, Misstrauen,

Unwissenheit, Missverständnisse, vorgefasste Meinungen – alles Dinge, die uns trennen – niederreissen und Brücken des Vertrauens, des Respekts, des gegenseitigen Verständnisses und, wenn möglich, der Freundschaft bauen.» (B. Hussar, «When the Cloud Lifted», 1989)

Ein Jahr nach dem schrecklichen Überfall der Hamas auf ein Musikfestival im Grenzgebiet zum Gazastreifen sowie den vielen weiteren Eskalationen des Konflikts seither mag uns dieses Beispiel von gelebter Versöhnung ermutigen, die Hoffnung auf Frieden nicht aufzugeben. Die kleine Friedensoase zwischen Tel Aviv und Jerusalem ändert vordergründig an dem offenen, grausamen Konflikt nichts. Und zugleich alles.



Gudrun Nassauer

Gudrun Nassauer ist Professorin für Exegese und Theologie des Neuen Testaments an der Universität Freiburg.

Einmal mehr am Volk vorbei politisiert

Ein Meinungsbeitrag zum Thema 13. AHV-Rente.

SP-Bundesrätin Elisabeth Baume-Schneider und der Bundesrat wollen die Mehrwertsteuer erhöhen, um die 13. AHV-Rente zu finanzieren. Damit macht der Bundesrat genau das Gegenteil von dem, was die meisten Leute wollen, die im März 2024 ja gestimmt haben. Die Stimmberechtigten haben damals so deutlich Ja gestimmt, weil sie genug davon haben, dass der Staat mit Geld nur so um sich wirft und die eigenen Bürger/innen auf die Seite stellt und somit übergeht. Für alles Unnötige wird Geld ausgegeben und für die Schweizer/innen, die unser schönes Land auf dieses Wohlstandslevel heraufgearbeitet haben, will man kein Geld mehr haben.

Erstens: Der Bundesrat muss endlich seine Verantwortung wahrnehmen und aufzeigen, wie er die horrenden Ausgaben reduzieren will. Da sind meines Erachtens mehrere Milliarden Franken Sparpotenzial vorhanden.

Zweitens muss Bundesrätin Baume-Schneider nach dem AHV-Zahlendebakel beweisen, dass ihre Angaben nun endlich stimmen.

Und drittens: Die bürgerlichen Parteien müssen zusammensetzen und durchsetzen, dass Bundesbern endlich seriös und sparsam mit dem Geld umgeht. Weitere Steuererhöhungen sind konsequent abzulehnen. Das wünschen sich sehr viele Schweizerinnen und Schweizer.

Josef Binz, St. Antoni

Behörden müssen priorisieren

Leserbrief zum Artikel «Staatsanwältin sprach von «moderner Sklaverei» vom 3. Oktober 2024.

Vor dem Strafgericht des Senesebezirks wurde ein Fall von Menschenhandel und Prostitution verhandelt. Die Opfer, über 50 Frauen aus Thailand, wurden neun Monate lang im Sensebezirk als Sexsklavinnen ausgebeutet. Ich frage mich, ob die Polizei und zuständige Organisationen nicht früher mit den Opfern hät-

ten sprechen und intervenieren können, ohne dass diese Repressalien hätten befürchten müssen. Ein anderes Betätigungsfeld wären die Arbeitsbedingungen der Nagel-Designerinnen aus Vietnam. Für die Kontrolle von Asylanten hat man offenbar genügend Kapazitäten, aber nicht für vermehrte Massnahmen gegen moderne Sklaverei. Es gilt nun, die richtigen Prioritäten zu setzen.

Beat Reidy, Freiburg